

Lebensabschnittslust

Erfolg verpflichtet. Hat jemand, dessen erster Roman bereits zum Kultbuch einer Generation wurde, danach noch wirklich die Freiheit, so zu schreiben wie er will? Erwartet 'sein' Leser nicht, dass er ihm erneut die vertrauten Worte in den Mund legt? Hohe Auflagen sind ein süßes Gift: was für einen angesehenen Verlag - ökonomisch - gut ist, kann das literarisch schlecht sein? Dieses Gemenge favorisiert eine Art Marktliteratur. Sie behält Kunst zwar im Auge, hat aber den Markt fest im Blick. Ihr scheint mehr daran zu liegen, im Gespräch als im Gedächtnis zu bleiben. Dafür müssen die Autoren allerdings laufend weiter schreiben. Auch der Bücherherbst will seinen 'Beaujolais primeur'. Und, zugegeben, was wäre die Literatur, wenn sie uns nicht auch solche Anlässe zur Dégustation böte. Es muss nicht immer Klassiker sein.

Die große Gemeinde von Andrea De Carlo (Jg. 1952) in Italien, aber auch Deutschland, möge es verzeihen: aber er ist ein Musterautor dieses Genres. Er hat von Anfang an Erfolg gehabt; und – er ist ihm, so und so, treu geblieben: er den Erwartungen und das Publikum ihm. Dieser Erfolg hat Methode. Bereits sein Debüt mit „Cream-train“ (deutsch [!], für „Treno di panna“, 1981) hat gleichsam schon über das *set-up* der folgenden entschieden. Ein junger Mann in den Zwanzigern treibt durch Amerika, mitten drin und doch außen vor, und holt sich dabei den Weltschmerz der sechziger Jahre: dass das Dasein entfremdet ist, die Leute unecht, wandelnde Klischees aus Film und Fernsehen. Dieser Überdruß wird alle weiteren Geschichten grundieren. Er ist das notwendige Übel, das allen Helden das Recht gibt, aus den bestehenden Verhältnissen auszusteigen. Das ist ihre – Philosophie wäre zu viel gesagt – Lebensanimation. Denn da die Verhältnisse immer nur so sind, wie sie sind, machen sie auch den Ausstieg aus der Zivilisation jeder Zeit möglich und nötig. Die große Wohlstandsillusion, die De Carlo bewirtschaftet, rät deshalb von Zeit zu Zeit zu einer ideologischen Entschlackungskur: alles hinter sich zu lassen, die Gegenwart abzuschütteln, sich frei zu fühlen – ein neues Leben anzufangen.

Das Schöne (und Marktgängige) daran ist, dass keiner ernsthaft mit Risiken und Nebenwirkungen rechnen muss. Stets wird man von einem 'alternativen' Jenseits bereits erwartet: von einer Hippie-Existenz mit Hasch-Pfeifen, freier Liebe und griechischen Inseln; von einem grünen Ökoidyll auf dem Lande, außerhalb des Industriekapitalismus; von Sekten und Gurus, die nirgendwo anders als in 'Peaceville' den Frieden und den anderen lieben; von zynischem 'Schickeria-Überdruß', gegen den kein 'Liebesbogen' Amors ankommt. De Carlos Romane sind stets auf der Höhe zeitgenössischer Lebensformatierungen. Das ist seine Stärke und seine Kunst. Sensibel verzeichnet er ihre Trends und gibt ihnen eine Geschichte, in der kein markanter Reflex fehlt. Insofern scheint alles richtig, ja wahr, was er erzählt. Er legt es darauf an, dass der Leser sich in seinen aktuellen Settings wiedererkennt. Mit Erkenntnis hat dies allerdings weniger zu tun.

Eine Bedingung will allerdings erfüllt sein: man muss das richtige Alter haben. De Carlo ist

der Schriftsteller einer Generation, die etwa so alt ist wie er (oder sich so fühlt). Sein Erfolg beruht deshalb zugleich auf einer Art Fortsetzungsroman: er begleitet diese Generation von Lebensabschnitt zu Lebensabschnitt und schreibt, von Roman zu Roman, ihre Wunscheinstellungen und Gegenbilder zeitgemäß fort. Denn sobald der Reiz des Neuen (mit ihnen) gealtert ist, heißt es (wie im jüngsten Roman): „in Rekordzeit ein neues Leben beginnen“. Es kommt jeweils aus dem selben ideologischen Jungbrunnen. Wer 1970 etwa zwanzig war, so die Lebensregel, hat gelernt, sich sein Glück jeweils auf dem Rücken der Realität zu verschaffen. Nur in der pauschalen Auflehnung, im Protest und im Widerstand „gegen den Strom der Zeit“ zeigt sich echtes, authentisches Leben. Dies weiß De Carlo gekonnt und meist ‘cool’ in Szene zu setzen. Aber es hat, bei allem Niveau, doch viel von Gesinnungskonfektion an sich. Denn so wohlfeil den Helden die Kritik an den Verhältnissen ist – ihre eigenen Ausflüchte bleiben davon unberührt. Ihr Romanherz hat ‚alternative‘ Konfektionsgröße.

Inzwischen ist De Carlo in zwanzig Jahren beim zehnten Roman und mit ihm bei den Vierzigjährigen angekommen. Wie gesagt, der Markt will nicht das Bleibende, sondern das Frische. Welches sind ihre Lebensabschnittserwartungen? „Nel momento“, gibt der italienische Titel zur Antwort. Der deutsche meint ihm mit „Die Laune eines Augenblicks“ aufhelfen zu müssen. Dabei hat sich De Carlo bemüht, ernsthaft zu sein. Leute dieses, seines Alters, beginnen zu ahnen, dass die Zeit knapp werden könnte – die Zeit zum Glücklichwerden. Das ist das Lebensprojekt des Helden Lucas, der nicht „erwachsen“ sein will. Inzwischen ist er auf dem Sprung zur dritten existentiellen Runderneuerung. Zuvor hatte er abrupt Frau und Kind und einen Verleih anspruchsvoller Filme hinter sich gelassen, um mit Anna das Ökoglück zu finden, das früher, in „Zwei von Zwei“ (dt. 1991) bereits ausgemalt wurde. Dass es nicht gut gehen konnte, war zu befürchten. Mit „grünem Erbauungskitsch“ (FAZ) ließ sich schon damals keine Welt außerhalb der Welt bauen. Jetzt, zu Beginn dieses Romans, hat auch dieses Dispositiv abgewirtschaftet. Daraus ergibt sich das Folgethema: wie neu anfangen?

De Carlo vertraut auf Erfolgserprobtes. Lucas, der Held, reitet aus, ein Ritter auf der Suche nach Aventure. Das Pferd ist wild; er schlägt zu Boden. Das ist die Erweckung, auf die er dunkel gewartet hatte. Mit diesem „plötzlichen Sturz“, wie es schon im ersten Roman „Creamtrain“ geheißen hatte, war er „ins Zentrum der Dinge gefallen“. Den Umständen entsprechend, also schlagartig, geht ihm auf, dass er nicht mehr gelebt hat, sondern gelebt wurde. Auf das Schicksal in Gestalt des Zufalls ist dabei Verlass. Der körperlich beschädigte, emotional aber befreite Held wird von Alberta - wahrhaftige Dea ex machina: sie kommt zufällig mit dem Auto vorbei - ins Krankenhaus gebracht. Er sieht sie wieder; seine erotischen Reflexe zeigen ihm, wo das Zentrum der Dinge ist. Allerdings nicht sofort. Er besucht sie in Rom; sie hat gerade einen Selbstmordversuch begangen. An ihrer Seite aber ist, jung, attraktiv, vital, künstlerisch und blond, ihre Schwester Maria Chiara. Man

ahnt sofort: sie ist es. Doch der Autor lässt sich 160 (von 265) Seiten Zeit, bis es soweit ist. Er nutzt den langen Anweg, um diese neue Liebe analytisch und sprachlich auszukosten. Tugenden und Laster dieses Schreibens eifern dabei um die Wette. Einerseits der narzisstisch sich selbst absuchende Blick, der gierig und doch genau jede innere Regung aufsaugt und protokolliert. Auch Maria Chiara, wie bei früheren erregenden Momenten seines Erzählens, bleibt weithin eine Ansichtssache seiner Bedürfnisse. Am meisten verrät ihn dabei seine Sprache. Statt wie bisher „in einem fremden Leben“ herumzufahren, nun die Rückkehr in die Eigentlichkeit. Das sieht so aus: barfuß aufs Sofa sitzen; am Meer ziellos spazieren gehen; in abgelegenen Gasthäusern herzlich essen; sich in einem Kombi wie Kinder balgen; im Gewitterregen nass regnen lassen und manch anderes in der Art von „Frühstück bei Tiffany“; das Ganze angereichert mit einem Schuss *latin lover*. Das neue Ich hat eine Schwäche für gebrauchte Kleidungsstücke des Films.

Doch es bemüht sich, sie mit unkonventionellen Pailletten zu verzieren. De Carlo durchsetzt seine Beobachtungen fortlaufend mit Bildern, Vergleichen und tieferen Worten. Es ist, als ob das neue Gefühl auch die Sprache aus ihrer Verkrustung löst. „Fünf Jahre Landleben“ hatten, sagt der sensible Held, „das Geflecht meiner städtischen Beziehungen zerfasert“. Aber jetzt „rannten wir mit aller Kraft, die in unseren Beinen steckte, weiter, liefen um die Wette mit der Zeit und der Unvermeidlichkeit der Dinge“. Wie schön trifft es sich da, dass das Unvermeidliche genau das Gewünschte ist. Als es endlich soweit war - „ich wollte nur die Augen schließen und mit geringstmöglichen Fußbewegungen im Jetzt schwimmen“ - konnte der Glückliche sich „nicht erinnern, je eine so vollkommene Verbindung von Konkav und Konvex gefunden zu haben“ (wie sie das wohl machen?). Ob ihm hier, wie andernorts, nicht neben dem Pferd auch der Pegasus durchgegangen ist?

Doch das eigentliche Problem geht von woanders, von der Moral in der Geschicht' aus. De Carlo veranstaltet eine Gala der absoluten Liebe. Alle Pflichten der lästigen Vernunft dürfen entfallen, wenn der wahre Amor kommt. Nach der Ökologie der Natur nun also eine Ökologie des Naturtriebs. De Carlo adoptiert dabei den surrealistischen „amour fou“ – unterschlägt aber, dass er, künstlerisch wie politisch, gescheitert ist. Nur um diesen Preis kann er seinen Helden zum Ritter des unbedingten Gefühls machen, „der sich weigert“, wie er in einem Interview meinte, „dem Bedürfnis nach Absolutem zu entsagen“. Obwohl er sonst genau zu unterscheiden weiß, ist er der Stimme des Bauches gegenüber ganz unkritisch. Er benimmt sich wie ein Neopostromantiker. Er will glauben, was er, medienkundig, eigentlich besser wissen müsste und macht dadurch seine Geschichte selbst zu einem *remake*.

Doch wird sie gerade dadurch und gegen ihre Ambitionen zu einer unfreiwilligen Diagnose zeitgenössischer Lebenssinnenansichten. Denn der Aussteiger Lucas hat, auf den zweiten Blick, gewissermaßen ein Recht, von Zeit zu Zeit alle zwischenmenschlichen Brücken abzubrechen:

dies erlaubt ihm sein Begriff von Arbeit. Er ist es, der insgeheim die sozialpsychologischen Fäden zieht. Das wirkt sich so aus: jemandem, der die Gesellschaft von links betreten hat, steht ein geradezu politischer Anspruch auf freie Selbstentfaltung zu. Wer dann dennoch sozial mitmacht, liefert sich bewusst einem „Teufelskreis von Arbeit und Mühe und gnadenlosen Verpflichtungen“ aus. Dafür aber kann er sich mehr denn andere als Held der Arbeit fühlen. Er hat sich eine ethische Höchstleistung abgerungen. Der Sinn seines Lebens allerdings ist woanders: solche Arbeit schafft nur den Grund, um sich von der Welt der Arbeit abzusetzen. Wahres Glück, De Carlo ist Zeuge, stellt sich erst ein, wenn ich mich selbst erlebe. Sein Held pflegt so etwas wie einen Sozialdemokratismus der Gefühle.

Man kann seine Leser deshalb ja verstehen: er macht ihnen Lust auf mediengestützte *midlife-crisis*.